

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 243.

Montag, 5. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



1. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Brigitte — taub und stumm — schritt den beiden Buben nach, die auf der Treppe die gewonnene Frucht verzehrten, unbekümmert um das ziemlich zahlreiche fremde, sehr internationale Publikum, das sich zur Befichtigung der Maison Carrée jeht, wo in vorgerückter Nachmittagsstunde die Hitze abflaute, einsand.

Der kleine Herr hielt sie fest, indem er ihren Oberarm mit beiden Händen umflammerte.

„Fräulein — wie heißen Sie?“

„Quatsch nich, Krause!“ antwortete Brigitte ärgerlich, sich mit heftiger Bewegung befreiend.

„Qu—atstnich Krause...“, wiederholte der andere nachdenklich. Er zog wahrhaftig ein Notizbuch und malte einige Buchstaben hinein.

„Und wo — wohnen Sie?“ fragte er die vor Verblüffung ihm noch zuschauende Brigitte.

„In Weisköbel an der Dumme, Großschnauzplatz.“

Kopfschüttelnd blieb der Alte stehen und schaute dem jungen Mädchen nach, das ein so seltsames Deutsch sprach und jeht schneller, als er folgen konnte, die hohe Treppe hinabsprang und sich mit zwei großen Buben entfernte. Aber nur einen Augenblick dauerte sein tatenloses Staunen. Dann setzte er sich in Trab und folgte ihr auf dem Fuße.

„Was wollte denn der?“ fragte Reginald, der sich für die junge Verwandte ritterlich verantwortlich fühlte.

„Ich glaube, der ist nicht ganz richtig im Kopfe!“

„Das Medaillon ist wertvoll, Gitta — pass' nur auf!“ warnte der besinnliche Reginald.

„Ach ja“, wehrte Brigitte. „Aber auch Frankreich ist ein Kulturland.“

Man hatte ein ernstes Wort mit Wilfer geredet und die Koffer gepackt. Frühmorgens ging die Fahrt weiter — und schon lag mancher Kilometer zwischen den Reisenden und Nîmes, als im Vestibül des Hotels ein alter, kleiner Herr erschien und nach einem Fräulein Krause fragte, einer Deutschen, die mit zwei jungen Buben... Aber man wußte nichts von einem Fräulein Krause — und erst nach geraumer Zeit und nach eingehender Beschreibung kam man auf das Richtige. Gerade, als die Türme Avignons vor den sehensfrohen Augen der jungen Reisenden auftauchten, notierte sich der seltsame Alte Namen und Rizzar Adresse der jungen Brigitte Holm, nachdem ein Trinkgeld, dessen Höhe mit der schätzbaren Kleidung des Fragenden nicht recht in Einklang zu bringen war, den Kellner willig gemacht hatte.

Die zweite Attacke erfolgte in Marseille — und eben hier schloß sich die dritte unmittelbar an.

Es war am Samstag vor Ostern und alle Gaststätten ungeheuer überfüllt. Der Wagen hatte unterwegs eine leichte Beschädigung erlitten — diesmal wirklich! — und erst gegen Abend hielt er vor dem Continental-Hotel, in dem man endlich, nach manchen vergeblichen Vorfragen, genügend Räume zur Verfügung fand. Brigitte hatte eben ihr Reisefleid mit einer leichten Abendrobe vertauscht und wollte in den hübschen kleinen Speisesaal des Hotels hinabsteigen, als ihr ein Herr gemeldet wurde, der sie unbedingt einige Augenblicke sprechen müsse.

„Wie heißt er denn?“

Der Bon überreichte eine Karte.

„Fernand Labbé!“ Brigitte schüttelte den Kopf.

„Keine Ahnung!“

„Vielleicht ein Geschäftsreisender?“ suggerierte der weiterfahrende Bon. „Er wartet im Gesellschaftsraum.“

— Wenn ich ihn heraufbringen soll?“

Brigitte wehrte ab. Wer konnte es sein?

Womöglich ein Abgesandter Emils! Wahrhaftig — heute und gestern hatte man keine Nachricht nach Hause geschickt. Doch wie konnte Emily wissen, wo sie gerade heute abend absteigen würden?

Der Herr — jung, schlank, elegant — verneigte sich weltgewandt. Er hatte einnehmende Manieren und sprach sofort deutsch. Es war das vorsichtige, schön, wenn auch etwas fremd klingende Deutsch des kultivierten Franzosen.

„Sie verzeihen, gnädiges Fräulein! Ich komme im Auftrage des Herzogs von Arles.“

Brigitte stutzte.

Diesen Titel hatte sie doch kürzlich erst vernommen?

Aber die Episode von Nîmes war längst tief in ihrem Unterbewußtsein begraben — sie besann sich nicht.

„Der Herzog von Arles?“ wiederholte sie nur fragend.

„Meinem Herrn ist bekannt geworden, daß gnädiges Fräulein ein Schmuckstück besitzen, das mit dem Wappen der Herzöge verziert ist.“

„Glaubt der Herr, ich habe es gestohlen?“

Der schnippische Ton Brigittes zauberte ein nachsichtiges Lächeln auf die schmalen Lippen des Fremden.

„Keineswegs, Gnädigste — denn als das in Frage kommende Medaillon der herzoglichen Familie abhanden kam, da waren wohl weder gnädiges Fräulein selbst, noch deren Eltern geboren.“

„Das Medaillon stammt aus der Familie meiner Mutter und ist mein liebstes Andenken an sie. Es ist tatsächlich alt. Aber soweit ich weiß, bestehen keine Be-

ziehungen zu französischen Familien irgendwelchen Ranges bei uns, noch haben je welche bestanden. Jedenfalls dürfte jeder Rechtsanspruch auf ein Besitztum erloschen sein — selbst wenn es mal aus französischen Händen in deutsche gekommen sein sollte.“

Der schlanke Herr — er hat doch etwas Kellnerhaftes, fiel Brigitte jetzt auf — verneigte sich mit überströmender Verbindlichkeit.

„Einen Rechtsanspruch zu erheben, fiele meinem Herrn niemals ein. Indessen — er hat ein großes und dringendes Interesse an dem in Frage kommenden Gegenstand und möchte ihn — kaufen.“

Brigitte lachte hell auf.

Die Szene in Nîmes war ihr plötzlich wieder lebendig geworden.

Der Herzog von Arles! Dies schäbige Männchen . .

„Das Medaillon ist mir nicht feil.“

„Der Herr Herzog würde es hoch bezahlen.“

„Nicht so hoch wie es mir wert ist. Im übrigen, Sie werden mich entschuldigen, meine Zeit ist mir zu schade für derartige aussichtslose Verhandlungen.“

Sie grüßte, wollte gehen.

Der Fremde stand ihr plötzlich im Wege. Er hatte dieselbe huschende, flebrige Art wie der „Herzog von Arles“, das Männlein aus der Maison Carrée.

„Mein Fräulein“, zischte er, und ausblinzelnd erkannte sie, wie lakaienhaft-gewöhnlich diese vorhin in Höflichkeit so glatten Züge waren. „Der Herr Herzog will und muß das Medaillon haben. Geben Sie es freiwillig — und er wird es glänzend bezahlen. Zwingen Sie uns nicht zur Gewalt — es möchte Sie selbst gereuen.“

„Drohungen?“ lächelte verächtlich die unerschrockene Brigitte. „Albern!“

Woher diese Menschen nur immer wissen, wo ich gerade bin? dachte sie flüchtig, als sie über den schmalen Gang schritt.

Das herrliche Wetter am anderen Morgen lockte zu einer Fahrt nach Schloß d'If.

Wilfer mietete eines der hübschen, leichten Motorboote, die im alten Hafen bereit lagen, und ging, um die jungen Herrschaften abzuholen.

Brigitte — im leichten Sportkleidchen — stand bereits auf der Schwelle ihres Zimmers, als sie, von seltsamen Gefühlen getrieben, noch einmal umkehrte. Sie öffnete die Schublade ihres Schrankkoffers, in der das Medaillon lag, und nahm es aus dem Etui.

„Reginald, ich möchte mein Kleinod auf eurem Zimmer lassen — wer weiß, was sonst damit geschieht!“

Sie erzählte erst jetzt kurz die Begebenheit von gestern abend und versetzte die Knaben damit in wildeste Spannung.

„Natürlich eine Verbrecherbande! Nimm dich nur in acht, Gitta! Bleibe immer an unserer Seite. Es ist doch Tatsache: du wirst verfolgt!“ — Welcher Bursche von fünfzehn Jahren verbindet mit diesem Wort nicht die aussichtsreichsten Vorstellungen? — „Wir beschützen dich und das Medaillon. Gib es nur her — wir werden es genial verstecken.“

Die Fahrt durch das blaue Mittelmeer, die Beste If, die wundersamen Erzählungen des Führers vom „Grafen von Monte Christo“ — vom „L'homme au masque de fer“ und anderen interessanten Gefangenen ließ die kleine Gesellschaft ihre eigenen Abenteuer vergessen.

Man blieb eine ganze Weile auf der Felseninsel, ließ sich noch ein Stündchen zwischen den vorgelagerten Inseln herumfahren, aß in einem eleganten Restaurant an der Rue de Rome zu Mittag und nahm den Kaffee auf der Cannebière. Als Brigitte gegen 5 Uhr nachmittags ins Hotel und auf ihr Zimmer zurückkam, fiel ihr sogleich eine fast unbestimmbare Veränderung an ihrem Koffer auf. Sie fand das Schloß erbrochen. Das Etui, in dem ihr Medaillon gelegen, fehlte . . .

Im selben Augenblick klopfte es an die Tür, und Reginald trat ein, das wertvolle Schmuckstück in der Hand.

„Siehst du, Gitta, hier ist es — wohlbehalten!“

Sein blaßes Jungengesicht wurde vor Schreck in helles Rot getaucht, als er aus dem Munde der Kusine die Nachricht von dem Einbruch vernahm.

„Und fehlt sonst nichts?“

„Soviel ich sehe — nein!“

Reginald zog aus der kleinen Schublade einen Umschlag, der die Adresse Brigittes trug.

„Nach du ihn auf!“ bat sie, weiß bis in die Lippen.

Das Kuvert enthielt nichts als einen Scheck auf die Bank von Frankreich, der auf sechzigtausend Franken lautete. Die Unterschrift war unleserlich. Die Rückseite des Umschlages zeigte eine Notiz.

„Ich danke, und bitte um Verzeihung — einliegend der Kaufpreis.“

Reginald wandte den Scheck hin und her.

„Ob der überhaupt echt ist?“

„Sie haben geglaubt, das Medaillon sei im Etui — sie haben gar nicht weiter nachgesehen!“ machte erschreckt und verwirrt Brigitte.

„Geschieht Ihnen recht! Überlasse mir den Scheck! Dies ist eine Angelegenheit für die Polizei. Aber vielleicht kann ich sie selber dechiffrieren. Erst will ich einmal sehen, ob dies Papier überhaupt eingelöst werden kann.“

Die nächste Bank erklärte den Scheck für gut.

„Wer hat ihn denn unterschrieben?“

„Es ist die Unterschrift eines englischen Magnaten, des Duke of Gogle.“

Duke of Gogle? Das war doch ein Bekannter seines Vaters.

„Der, der meiner Kusine den Scheck zustellen ließ, behauptete, ein Herzog von Arles zu sein“, machte er kleinlaut.

„Der Duke of Gogle wird den Scheck für den Herrn, den Sie erwähnen, ausgestellt haben — irgendeine Schuld damit bezahlt zu haben, und der hat ihn dann einfach weitergegeben. Das Papier ist vor Wochen unterschrieben — es kann schon durch viele Hände gelaufen sein.“

„Richtig — ja.“ Reginald beachtete erst jetzt, daß der Scheck ja gar nicht auf den Namen Brigittes ausgestellt sei, sondern auf einen anderen, gleichgültigen.

„Sie wünschen die Summe abzuheben?“ fragte der Beamte.

Reginald Windermere schüttelte den Kopf.

Zögernd fragte er: „Sie kennen den Herzog von Arles?“

Der Beamte verneinte lächelnd.

„Unsere Bank macht keine Geschäfte mit ihm — der Duke of Gogle dagegen hat hier ein Konto.“

Der hat mit dieser schoslen Sache nichts zu tun, dachte Reginald und verabschiedete sich höflich.

Unterdessen hatte Brigitte dem Geranten des Hotels empörte Vorhaltungen gemacht. Die Sache wurde untersucht, ohne daß etwas Erhebliches dabei herauskam. Freilich erfuhr das junge Mädchen, daß der Herr, der ihr am gestrigen Abend das Kaufangebot gemacht habe, ein Gast des Hotels gewesen sei, daß er heute morgen ziemlich früh — kurz nachdem Mademoiselle das Hotel verlassen habe — abgereist sei. Auch das Zimmermädchen wußte von nichts, nur ein verträumtes Lächeln um ihren Mund hätte großen Menschenkennern gewisse Beziehungen zwischen ihr und dem „Sekretär des Herzogs von Arles“ verraten können, die vielleicht auch erlaubt hätten, weitere Schlüsse zu ziehen. Aber Menschenkenner sind nie da, wenn man sie braucht. Und der Hotelier — besorgt um den Ruf seines Hauses — beschwor die junge Dame, aus der Angelegenheit nichts zu machen, zumal das Wertstück doch nicht abhanden gekommen sei.

„Ich lasse es überhaupt nicht mehr vom Halse!“ gelobte sich Brigitte und handelte nach diesem Entschluß.

(Fortsetzung folgt.)

Glück.

Skizze von Theodore von Kammel-München.

Wenn das launische Glück einmal beginnt, freigebig zu sein, teilt es verschwenderisch seine Gaben aus. Das erlebte Imre Larsen, der blonde Holsteiner, Angestellter eines Industrierwerkes. Jemand schenkte ihm eine Karte zum Besuch eines Wohltätigkeitsfestes. Kaum betrat er den Saal, da bat der Veranstalter der künstlerischen lebenden Bilder ihn, einen erkrankten Darsteller zu vertreten, dem er glücklicherweise Roswith Keller, die einzige Tochter des Generaldirektors der Stahlwerke, und vier Wochen später sah er mit dem Titel eines Direktors in einem der eleganten Privatbüros des Hochhauses dieser Gesellschaft und bezog ein Gehalt, das wenigstens den Schein der Berechtigung auf solch übermoderne Ehefrau und ihren Luxusstrawagen vorläuschte.

Ein Wunder, daß das Übermaß des Glücks ihn nicht während der Hochzeitsreise nach Ägypten überwältigte: Liebe unter Palmen, Wonne angesichts der Pyramiden, Seligkeit in Wüstenschauern — da mußte einer so voll Lebensdurst und Ferienübermut sein, wie der aus bescheidenem ländlichem Lehrershaus stammende Imre.

Das rothaarige, lapriziöse, übersättigte Luxusgeschöpf, das nun Roswith Larsen hieß, lachte über des Gatten läppische Neulandsfreude und vergnügte sich einige Monate damit, sich glücklich zu fühlen; worunter es Erfüllung verliebter Launen verstand. Dann aber nahm die junge Frau ihr gewohntes Leben wieder auf: Sie ritt, spielte Tennis, Golf, Bridge, hatte immerzu Gäste oder war selbst eingeladen, sah abends in der Oper, war überall, nur nie zuhause. Imre empfand das anfangs nicht so sehr. Er hatte genug zu tun, sich einzuarbeiten und in der fremden Welt seines luxuriösen Heims sich einzufügen. Ungefähr zwei Jahre dauerte es, bis er die Einzelheiten seines märchenhaften Glücks begriff: Frau, Geld Luxus, Geselligkeit, Gehalt, Titel und Ansehen, Kleidung und Dienerschaft. Es war ein bißchen viel des Guten.

Dann ereignet sich ein kleiner Zwischenfall. Ein Untergebener brachte ihm eine Getriebezeichnung zum Überprüfen und sagte: „Die hat Herr Maier gefertigt, der früher Ihre Arbeit zugeteilt bekam, Herr Direktor.“ Dieser Maier zog weiter seine Striche im allgemeinen Zeichenaal als einer von vielen. Imre erfuhr, daß er selber nichts anderes tat wie jener — nur tat er es als Eidam des Generaldirektors im Klubessel auf einem Direktorposten für schwindelndes Gehalt, indes der Maier einfacher Zeichner geblieben war.

Mittags fragte er Roswith, wie das läme. Sie lachte: „Mein Mann, Imre, kann doch nicht als einfacher Zeichner arbeiten!“

„Nicht?“ meinte er ernsthaft. „Wenn du mich liebst, Rosel, ist's gleichgültig, was und wo ich schaffe.“

„Nenn mich nicht Rosel“, wehrte sie ärgerlich. „Und rede nicht so töricht. Als mein Mann hast du das Glück, aus der Masse herausgehoben zu sein.“

„Ach“, sagte er, „so ist das? Du bist nicht meine Frau, sondern ich bin dein Mann... sozusagen einer der Gegenstände, die du dir nach Belieben anschaffst, in das Zimmer stellst und von den Diensthofen abstauben läßt? Rosel, ich meine, du liebst mich!“

„Ich heiße Roswith, Und ich liebe dich doch, Imre. Deshalb sollst du etwas werden — gerade als mein Mann!“

„Als dein Mann. Hm! Ich fürchte, ich will nichts durch dich werden, Roswith. Ich bin schon was, nämlich ein Mann. Einer, der gern sein Leben verschenkt, es sich aber nicht schenken läßt.“

„Ich bin nun einmal reich, Imre. Das hast du gewußt“, trumpfte sie auf.

„Hast du's gewußt?“ Er hob seinen blonden Schopf. „Der Dumme hat Glück, heißt's. Dumm bin ich gewesen, habe Leerlauf für Motorenleistung gehalten. Es war aber bloß Lärm und Dampf und Stillstand. Ich tue nicht mehr mit. Ich habe mich geirrt, bildete mir ein, Geld sei Glück.“

„Das bilden sich alle ein.“ Sie betrachtete ihn aufmerksam. „Hatte sie nicht gemeint, ihn in- und auswendig zu kennen? „Wo tust du nicht mit?“

„Leerlauf verurursachen. Was ist dein Sport, dein Gehabe anderes? Wir sind schrecklich beschäftigt und tun nichts. Schaffen nichts. Komm mit mir, Rosi. Geld säckeln ist Nebensache, nützen ist mehr!“

„Oh! Soll ich in eine Zweizimmerwohnung? Danke!“

Er ging. Sie zuckte die Achseln, Leerlauf? Wenn schon. Wer einmal Luxus genoss und eine Frau wie sie besaß, der kam wieder. Sie schätzte sich ebenso hoch ein wie ihr Geld. Aber diesmal irrte sie sich. Imre kehrte nicht wieder. Und als sie nach Wochen Erkundigungen einzog, hörte sie, daß er mit den Erwerbslosenkolonnen hinausgezogen war, ein

Überschwemmungsgebiet zu sichern. Ihr Vater sprach von Ehetrennung und riet ihr, nun einen Mann ihres eignen Kreises zu wählen.

„Taugte er nichts in seiner Arbeit?“ fragte sie.

„O doch“, gab der Generaldirektor zu. „Kein Genie, aber fleißig und klug wie viele.“ Nun solle Roswith aber einen Geldmann heiraten.

„Danke!“ sagt sie böse. „Von der Sorte hätte ich ein Duzend haben können. Ich mag keinen Leerlaufstrabanten!“

Roswith fuhr in ihrem blauen Wagen nach der Flussniederung. Da sah sie Imre stehen, groß, kraftvoll, in kurzer Hose und offenem Hemd, wie er den breiten Spaten ins schwarze Erdreich trieb. Und bei dem Anblick verlor sie die Herrschaft über das Steuer, der Wagen rutschte die weiche Böschung hinab und blieb im Schlamm stecken. Der Motor leuchtete, knallte und arbeitete sich immer tiefer ins Unwegbare hinein. Roswith, von Imres helfenden Armen herausgeholt, lachte ihn an: „Auch Leerlauf! Der letzte, den ich verurursache, ich schwör's, Imre! Ich komme mit dir, wohin du willst.“

Er sah sie ein bißchen dumm an: War sie nicht eine andere, ein Märchenwunder an Geldfülle und Zahlenwerten und Tagvergeudung? Dies da vor ihm war ein Weib, das ihn liebte, das Hand in Hand mit ihm gehen wollte, nicht bloß Autostragen fahren. War das denkbar?

„Du kommst mit mir?“ fragte er unglaublich, „obwohl ich lieber ein einfacher Angestellter bleiben und mich emporarbeiten will? Obwohl ich dich Rosel nenne und ein gemüthliches Heim haben will — und Kinder?“

Da legte sie ihren Kopf an seine Brust und flüsterte: „Es ist würdelos und altmodisch für eine Frau von heute, aber ich will alles, was du willst.“

Und sie küßte ihn vor all den Arbeitern, wie sie ihn nicht einmal angesichts der Pyramiden geküßt hatte.

Die Bankfiliale.

Eine Geschichte aus Uruguay.

Von P. Strauß von Waldau.

Am Uruguaystrom, in unmittelbarer Nähe der Stelle, an welcher die Republik Uruguay an die ehemalige Provinz, den jetzigen Staat Rio Grande do Sul grenzt, liegt auf einem idyllischen, fast tragischen Fleckchen Erde, die kleine Ortschaft X..., mit der Aussicht, sich im Laufe der Jahre zu einem vielversprechenden Städtchen zu entwickeln.

Bankzentralen pflegen für wirtschaftliche Aufschwungsmöglichkeiten, auch da, wo sie gewöhnliche Sterbliche nicht vermuten, eine feine Witterung zu haben; und so sehen sie da gleich eine Filiale hin. So entstand auch in diesem weltverlorenen Fleckchen eine Bank.

Was es mit dem „Banto“ auf sich habe, wozu das Ding eigentlich gut sei, war den meisten Einwohnern in X... nicht recht bewußt. Fortgesetzt schauten daher Neugierige durch das vergitterte Fenster des anspruchslosen, einstöckigen Gebäudes, um zu erkunden, was im Inneren vorgehe.

Außer drei Herren, die sich mit einigen Büchern zu schaffen machten, einem Schreibtiſche, zwei Pulken, mehreren Stühlen und einem alten, hier noch nie gesehenen Schranke, dessen halboffene bide Türen einen Einblick in das Innere nicht gestatteten, war nichts zu sehen, — das mußte der „Banto“ sein!

„Hier könnt Ihr leihen Geld, wenn Ihr welches habt, zum Aufbewahren herbringen“, sagte der alte Händler Basconcellos, dem aus seinem Geschäftsleben das Wesen einer Bank nicht ganz unbekannt war, zu den umstehenden Neugierigen.

„Die Milreis, die Ihr hier ausleihen laßt, vermehren sich ohne Euer Zutun und werden immer mehr.“

„Wir bekommen noch Geld dazu, — wie kann der „Banto“ das machen?“

„Das weiß ich auch nicht, aber es ist so.“

„Es wird wieder eine Revolution geben, dann wird das Geld gestohlen und —“

„Unsinn, die passen auf, es sind drei Mann, auch haben sie ihre Revolver, sie haben ja sonst nicht viel zu tun; — seht, wie sie schon gähnen!“

Nach dieser Belehrung verließen sich die Neugierigen.

Der Eröffnungstag der Bank war gekommen.

Direkt aus dem Kontor führte die weit geöffnete Türe auf die Straße.

Am Schreibtische saß der Vorsteher, studierte anscheinend einen alten Kursbericht und schielte über das Blatt nach dem Eingange. Kassierer und Buchhalter führten am Pulke eine Unterhaltung.

Es war drückend heiß, durch die geöffnete Gartentüre drang das Flüstern der Palmen; man „arbeitete“ in Hemdbärmeln. Ein Kolibri, der sich in das Kontor verirrt, zog die Aufmerksamkeit auf sich, doch blitzschnell war das farbenprächtige, kleine Tropenwunder wieder hinausgeschwört.

Gelangweilt gähnen die Bankbeamten der Kunden. Da ruft einer:

„Hst, jetzt kommt einer...!“ Schwere, schleppende Schritte werden hörbar, sie kommen näher und näher, der Eingang der Türe verbunkelt sich. Der Vorsteher ist aufgesprungen. Entsetzt prallt er zurück, vor ihm steht ein großer Ochs!

„Thomé!“ brüllt der Vorsteher, „jage den Ochs hinaus!“ Ein jugendlicher, handfester Peao kommt hereingestürzt: mit dem lieben Vieh aufgewachsen, ist es ihm ein Spiel, den sonderbaren Kunden schnell wieder hinauszubefördern.

Es war elf Uhr geworden, noch keine einzige Operation; alles blieb still, ein netter Anfang!

Dem Vorsteher war der Kopf auf die Brust gesunken, Kassierer und Buchhalter dösten vor ihren Pulsen.

Da erscholl ein Händeklatschen im Banklokale. Der Kassierer hob langsam den Kopf; eine Gestalt im Poncho stand vor dem Bahrtische.

„Verzeihen Sie, meine Herren“, sagte der Kunde, „ich möchte diesen Sattel und das Baumzeug, der ganze Beschlag echtes Silber, verpfänden. Machen die Herren solch ein Geschäft?“

Das ganze Bank-Personal hatte sich vor dem ersten Kunden versammelt.

„Wir wollen Ihnen dreißig Milreis dafür geben“, sagte der Vorsteher, „die Bank widelt solche Geschäfte zurzeit noch ab.“

„Bon!“ sagte der Ponchoträger.

„Besorgen Sie das Weitere“, wandte sich der Vorsteher an den Kassierer.

Da trat eine barfüßige Alte ein, eine alte Bala malerisch über die braune, entblößte Schulter geworfen mit ihren Reizen auch sonst nicht larend. Sie schob die große Zigarre in den Mundwinkel und blies den Rauch vor sich hin.

„Senhor, man sagt, daß Sie hier Geld aufbewahren, daß es hier immer mehr wird, ist das wahr? — ich hätte Milreis...!“

„Kollege!“ rief der Kassierer, „springen Sie ein, bei diesem Betriebe weiß man nicht, wo einem der Kopf steht!“

„Sie wollen Ihr Geld auf Zinsen anlegen?“ fragte der Buchhalter.

„Ja, aber es muß auch mehr werden!“

„Selbstverständlich, das wird es“ sagte der Vorsteher und versuchte der rauchenden Alten das Wesen einer Sparkasse begreiflich zu machen. — Aus einem Vestel am Busen holte die Alte drei Zehn-Milreis-Scheine; schmungelnd reichte sie die warmen Blättchen dem Vorsteher. Dieser legte sie dem Kassierer in die Schale, schritt zur offenen Gartentüre und lehnte sich, mit auf dem Rücken ineinander gelegten Händen, an den Pfosten.

Aus seiner beschaulichen Reflexion wurde er plötzlich jäh emporgeschreckt. Ein freischender Protest erreichte sein Ohr. Die Alte hatte wieder ihre Milreis-Scheine ergriffen, die der Kassierer dem Manne für den verpfändeten Sattel zuschieben wollte.

„Das ist mein Geld, das sind dieselben dreißig Milreis, die Sie aufbewahren sollen, Sie begehen einen Betrug!“

Der Versuch der Bankbeamten, die Alte zu beruhigen, zu belehren, war vergeblich.

Will er sein Sattelzeug hingeben, um es nie wieder zu sehen? rief sie dem verduht dastehenden Poncho-Mann zu, „er sieht, es sind Gauner!“

Mit ihren geretteten Milreis schritt die giftgeschwollene Alte, sich in schwere Rauchwolken hüllend, schwerere Worte nicht sparend, zur Türe hinaus.

Der Poncho-Mann warf einen finsternen, prüfenden Blick auf den mit glatten, fligen Worten auf ihn einredenden Vorsteher, ergriff dann, einem plötzlichen Entschlusse Raum gebend, sein beinahe verpfändetes Sattelzeug und war mit einem Sprung zur Türe hinaus.

In Augenblicken hatten sich die Vorgänge abgespielt, die Bank war kundenfrei!

Würdevoll ohne ein Wort zu sagen, schritt der Vorsteher nach dem Garten, um sich dort im Schatten einiger Orangenbäume zu ergehen. Kassierer und Buchhalter starrten einander an, brachen in ein schallendes Gelächter aus und nahmen ihre Plätze wieder ein, um diesen heiteren Vorfall noch einmal in Gedanken zu durchleben. Gleich einem träumenden Rater sah der Buchhalter, die Augen fielen ihm zu ob der Anstrengung des heutigen Tages, auch der Kassierer kämpfte mit dem Schummer.

Wieder war jemand eingetreten. Eine kleine Schönheit, liches Braun, tiefschwarzes Haar, blizende Augen und weiße Zähne, dazu ein kleiner Mund mit ein paar Lippen, die zum Lächeln verlockten.

Der Kassierer wurde munter. Vorsichtig, mit einem prüfenden Blick auf seinen Kollegen, schritt er, auf leichten Sohlen, zur Eingetretenen.

Ein ihm nicht unbekanntes Geräusch erreichte das Ohr des Buchhalters. Langsam hob er den Kopf und schielte nach dem Eingange. „Du holst die die Wäsche ab, ate logo“, flüsterte der Kassierer.

Wieder jenes Geräusch, ein leichtes Richern und sich entfernende Schritte. Mit verständnisvollem Schmungeln schloß der Buchhalter die Augen und senkte den Kopf, erst als sein Kollege seinen Platz geräuschlos eingenommen, spielte er den Erwachenden. „M Morgen, Kollege! Noch immer keine Kundschaft? „Nicht eine Pause!“ erwiderte dieser fröhlich.

„Meine Herren“, sagte der eintretende Vorsteher, „es ist drei Uhr, damit Bankschluß. „Herr Kollege“, er wandte sich an den Kassierer, „ich bitte um einen Kassenzettel!“ „Wie, von mir einen Beleg?“ „Jawohl, Sie haben eine Zahlung a Conto erhalten, man macht hier nicht Geschäfte für eigene Rechnung, auch nicht mit hübschen braunen Mädchen!“

Irrfahrt im Wolfenkrater.

Groteske von Waldemar Frank.

Es war eines Nachmittags gegen 3 Uhr, da hielt das elegante Kabriolett von Missis Coward vor einem der Riesenbauten in der Carlstreet. Zum ersten Male, seitdem sie mit dem Börsenmakler William Coward verheiratet war, hatte sie sich entschlossen, ihren Gatten in seinem Büro abzuholen. Dieses Zimmer lag im fünfunddreißigsten Stock eines Wolfenkraters nahe am Hudson.

Nachdem sie die Tür ihres Autos abgeschlossen hatte, stieg sie die Treppe zum Hauptportal empor, um mit dem Fahrstuhl in die lustige Höhe hinaufzufahren. Mister Coward war aber zu ungeduldig gewesen und war seiner Biola bereits entgegengelaufen. Er stand, als sie das Haus betrat, gerade auf der anderen Seite der Straße, wo er auf sie wartete. Trotzdem er mit lauter Stimme ihren Namen rief, verlor sich der Schall in dem Gelärm der vorüberfahrenden Autos. Er eilte nun hinüber und bestieg den nächsten Fahrstuhl, um ihr zu folgen. Als er oben in seinem Büro anlangte, sagte man ihm, daß seine Frau zwar dagewesen, jedoch aber wieder hinabgefahren sei, da sie ihn nicht angetroffen habe.

In der Tat war Missis Coward unten schon wieder angekommen, als der Portier ihr erklärte, daß ihr Gatte soeben hinaufgefahren sei und sie suche. So bestieg sie denn zum zweiten Male den Fahrstuhl und fuhr hinauf.

Wenige Sekunden später war Mister Coward unten und fragte den Hauswart: „Haben Sie meine Frau gesehen?“

„Die gnädige Frau ist soeben wieder hinauf“, lautete die Antwort.

Nun fuhr auch er wieder hinauf und war eben verschwunden, als seine Frau wieder herunterkam.

„Ihr Gemahl ist gerade wieder hinauf“, sagte der Portier.

„So wird er mich sicherlich oben erwarten. Es ist wohl das Beste, ich fahre auch wieder hinauf.“

Einen Augenblick später kam der Mann herab, sah sich nach allen Seiten um und fragte: „Ist meine Frau nicht heruntergekommen?“

„O ja, sie ist aber wieder hinauf, da sie glaubte, daß Sie oben auf sie warten würden.“

„Gut, so will ich sie nun hier erwarten.“

So wartete er denn etwa eine Viertelstunde, dann verlor er die Geduld und fuhr wieder hinauf. Seine Frau aber hatten oben ebensolange auf ihn gewartet und kam herunter, während er hinauffuhr.

In der Vorhalle stehend, wartete sie nun mehrere Minuten. Dann beschloß sie, ihn nochmals oben zu suchen. kaum war sie jedoch abgefahren, als ihr Mann mit dem anderen Fahrstuhl wieder herunterkam.

„Soeben ist Ihre Gattin hinauf“, meldete der Portier.

Mister Coward brummte einige Verwünschungen vor sich hin und schickte sich eben an, das Tollhaus zu verlassen, als er in der Tür seinen Entschluß änderte und mit dem nächsten Fahrstuhl noch einmal hinauffuhr. Noch in derselben Minute erschien die Frau wieder unten.

„Er ist wieder hinauf“, sagte der Portier, ihren müden, fragenden Blick beantwortend.

„Da ist's doch wohl das Beste, daß ich wieder hinauffahre und ihn zu treffen suche“, äußerte sie.

Sie hinauf — er herunter.

„Ist gerade hinauf“, lautete die geschäftsmäßige Meldung des Portiers.

Aber endlich war Mister Coward der Sache müde. „Ich lasse mich eher hängen, als daß ich noch einmal hinauffahre“, versicherte er. „Ich werde sie jetzt hier erwarten.“ Mit diesen Worten setzte er sich auf die Treppenstufe.

Eine Stunde später sah er noch da, ebenso wie seine Frau, fest entschlossen, ihn oben zu erwarten, im fünfunddreißigsten Stockwerk saß.

Werden sie je einander wiederfinden? ...